

Die fromme Idee der Arbeitsgesellschaft

von

Peter Pott

Die getaufte Nymphe

„Hände weg, laß die Umarmungen! Eher will ich sterben als dir gehören“. Schreit Narziß die Nymphe an, die ihn liebt und wiedergeliebt werden will. Er genügt sich selber. Und stirbt denn auch (Ovid: Met.III, 390 ff.).

Narziß haßt die Umarmungen, die seinen Körper spüren wollen, so daß auch er ihn spüren muß. Er verachtet die Liebe, die unter die Haut geht - und aufwühlt, was nicht ins Bild paßt, das er von sich hat und behalten will: das Bild des schönen Jünglings, das er von sich im klaren Wasser erblickt. „Er bestaunt sich selbst und verharrt unbeweglich mit unveränderter Miene wie ein Standbild aus parischem Marmor. ... Nichts ahnend begehrt er sich selbst, empfindet und erregt Wohlgefallen, wirbt und wird umworben, entzündet Liebesglut und wird zugleich von ihr verzehrt. Wie oft gab er dem trügerischen Quell vergebliche Küsse!“ (415ff.).

Was Narziß liebt, kann seine Liebe nicht erwidern. Die, die es kann, die ihn liebt und von ihm geliebt werden möchte, liebt er nicht. Verstohlen folgt sie seinen Spuren „und je länger sie ihm folgt, desto mehr läßt seine Nähe sie erglühen,... O wie oft wollte sie ihm mit liebevollen Worten nahen und ihn durch Bitten erweichen! Ihr Wesen verbietet’s“. Sie ist ja nur eine Nymphe: eine Gottheit zwar, aber nur eine Naturgottheit, keine Schönheit, aber darauf ansprechbar. „Es erlaubt ihr nicht, den Anfang zu machen.

Doch eines steht ihr frei: Sie ist bereit, Laute abzuwarten, auf die sie antworten kann" (Met. III, 371ff.). Und sie nutzt ihre Macht – und erinnert Narziß daran, daß es außer ihm und seinem Spiegelbild noch anderes gibt, das dem Bild, das er von sich haben will, nicht entspricht. Narziß ist entsetzt. Und beeilt sich, aus dem Bannkreis der Nympe zu kommen. Sie muß sich zurückziehen. Sie „hält sich im Walde versteckt, verbirgt schamhaft das Gesicht im Laub und lebt von nun an in einsamen Höhlen. Doch die Liebe bleibt und wächst noch aus dem Schmerz über die Zurückweisung. Sorgen gönnen ihr keinen Schlaf und zehren den Leib jämmerlich aus; Magerkeit läßt die Haut schrumpfen, in die Luft entschwindet aller Saft des Körpers, nur Stimme und Gebein sind übrig. Die Stimme bleibt, das Gebein soll sich in Stein verwandelt haben. Seit dem ist sie im Wald verborgen und läßt sich auf keinem Berg blicken. Alle können sie hören. In ihr lebt nur der Klang" (Met. III, 393ff.). Wie Echo verschwindet, so schwinden auch Narziß die Lebenssäfte und –kräfte. Er verzehrt sich.

„Wie gelbes Wachs an einem schwachen Feuer und wie der morgendliche Rauhreif an der warmen Sonne schmilzt, so schwindet er dahin, von Liebe ausgezehrt, und langsam nagt an ihm ein verborgenes Feuer. Schon hat er nicht mehr die Farbe, die aus Weiß und Rot gemischt ist, keinen Schwung, keine Kraft, nichts mehr von dem, was eben noch das Auge erfreute; auch der Leib besteht nicht mehr, den Echo einst geliebt hatte. Echo wurde bei diesem Anblick von Schmerz ergriffen" (487 ff.). Sie wehrte sich verzweifelt dagegen, verstoßen zu werden. Narziß spürt ihren Schmerz. Fühlt ihre Verzweiflung. Er ahnt, daß die Liebe, die seinem Spiegelbild gilt, seinen Tod bedeutet. „Kein Gedanke an Nahrung, kein Gedanke an Schlaf kann ihn von dort losreißen" (437 f.), nicht einmal der Gedanke an den Tod. Ihm gegenüber hat er nur den Wunsch, der „Geliebte lebte länger" (473), d.h., daß das Bild, das „Spiegelbild seiner Schönheit", für das er entflammt ist, für das er sich verzehrt, seinen Leib überleben möge.

So abwehrend Narziß auch ist, sein Leben spielt weiter mit - unter der rauhen Schale, die Schale immer wieder katastrophisch durchstoßend, Zeichen setzend, Zeichen in Form von Schweißausbrüchen, eigentümlichen Ausdünstungen, eines Zuckens um die Mundwinkel oder sonst welcher Äußerungen, die daran erinnern, daß da noch Leben ist, ein bestimmtes, geschichtlich vereinbartes Leben, das zur Fortsetzung seiner Geschichte drängt, wohl bewußt, in welcher Weise es fortzusetzen wäre, doch unfähig, diese Weisheit auch in Worte zu fassen. „Geistesgegenwart" ist verlangt; „genau zu merken,

was in der Sekunde sich vollzieht, entscheidender als Fernstes vorherzuwissen. ... Sie deuten oder sie nutzen, das ist die Frage" (Benjamin). Narziß ergeht sich in Deutungen: „Könnte ich mich doch von meinem Körper lösen!... Schon nimmt mir der Schmerz die Kräfte, mir bleibt keine lange Frist mehr... Doch der Tod ist mir keine Last; denn der Tod wird mir die Schmerzen nehmen. Nur wünschte ich, der Geliebte lebte länger! Jetzt werden wir zu zweit als ein Herz und eine Seele sterben" (Met. III, 468 ff.). Er bettete „sein müdes Haupt ins grüne Gras. Und der Tod schloß die Augen, welche die Schönheit ihres Eigentümers bewunderten... Da war der Leib nirgends mehr. An seiner Stelle finden sie eine Blume, in der Mitte safrangelb und umsäumt mit weißen Blütenblättern" (502ff.).

An der Stelle, an der Narziß sein müdes Haupt ins grüne Gras bettete, die Augen schloß und verschied, blüht neues Leben, wachsen Osterglocken, zeigen sich *Narzissen*, deren Schönheit nicht unbedingt besticht. Wenn sie verführen, verführen sie zum Verweilen. Ihr Aussehen, „in der Mitte safrangelb und umsäumt mit weißen Blütenblättern“, ermuntert den Betrachter, den Augenblick der Betrachtung sinnend zu verlängern, sich Zeit zu nehmen, den Blumen zuzuhören, der Geschichte zu lauschen, die sie zu erzählen haben. Zumeist vergeblich. Die Masse der Menschen hat keine Zeit. Will sie sich zumindest nicht nehmen. Der heutige Mensch, sagt Valéry, arbeitet nicht mehr an dem, was sich nicht abkürzen läßt. Ihm fehlt die Geduld für das „geduldige Verfahren der Natur“.

„Die Verschmähte hält sich im Walde versteckt“. Erzählt der Mythos. Sie, die Nymphe Echo, „läßt sich auf keinem Berg blicken. Alle können sie hören. In ihr lebt nur der Klang“ (Ovid: Met.III, 390ff.), der wie Sirengesang klingt, der ins Paradies lockt – und so in den Tod. Die *Alten* sind nüchtern genug zu erkennen, daß die narzißtische Selbstverwirklichung eine sinnlose ist - und das Ende der menschlichen Gemeinschaft mit der Natur. Die *Jungen* wollen es besser wissen: Sein Bild in der „silber glänzenden Quelle“ betrachtend, sieht Narziß, bildet C. G. Jung sich ein, zugleich das Bild der Gemeinschaft, die sein Schicksal sein soll. Jung sieht Gespenster: „Wer ins Wasser schaut, sieht zwar sein eigenes Bild, aber dahinter tauchen bald lebendige Wesen auf... Es sind Wasserwesen besonderer Art. Manchmal geht dem Fischer eine Nixe ins Garn, ein weiblicher, halb-menschlicher Fisch... Die Nixe ist eine noch instinktivere Vorstufe eines zauberischen weiblichen Wesens, welche wir als Anima bezeichnen. Es können

auch Sirenen, Melusinen, Waldfrauen, Huldinnen und Erbkönigstöchter, Lamien und Subkuben sein, welche Jünglinge betören und ihnen das Leben aussaugen... Die Anima ist keine dogmatische Seele, keine anima rationalis, welche ein philosophischer Begriff ist, sondern ein natürlicher Archetypus, der in befriedigender Weise alle Aussagen des Unbewußten, des primitiven Geistes, der Sprach- und Religionsgeschichte subsumiert. Sie ist ein 'factor' in des Wortes eigentlichem Sinne. Man kann sie nicht machen, sondern sie ist immer das Apriori von Stimmungen, Reaktionen, Impulsen und was es sonst an psychischen Spontanitäten gibt. Sie ist ein Lebendes aus sich, das uns leben macht; ein Leben hinter dem Bewußtsein..., ein Archetypus unter vielen..., Leben jenseits aller Kategorien..., chaotischer Lebensdrang, (dem) ein seltsam Bedeutendes (anhaftet), etwas wie geheimes Wissen oder verborgene Weisheit, in merkwürdigstem Gegensatz zu ihrer irrationalen elfischen Natur... Gerade das zunächst Unerwartete, das beängstigend Chaotische enthüllt tiefen Sinn..., denn in allem Chaos ist Kosmos und in aller Unordnung geheime Ordnung, in aller Willkür stetiges Gesetz, denn alles Wirkende beruht auf dem Gegensatz... Es genügt zu wissen, daß es nicht *eine* wesentliche Idee oder Anschauung gibt, die nicht historische Antezedentien besäße. Allen liegen in letzter Linie archetypische Urformen zugrunde, deren Anschaulichkeit in einer Zeit entstanden ist, wo das Bewußtsein noch nicht *dachte*, sondern *wahrnahm*.... Gedanke war wesentlich Offenbarung“ (C. G. Jung: Archetypen; München 1992, S.27ff.).

Wer hinter seinem eigenen Bild erkennen will, was Jung da erkennt, im Hintergrund des Bildes die zeitlose Ordnung, die es einordnet, die Gestalt der Gemeinschaft, die archetypisch vorbestimmt ist, der muß schon in der „Gnade der späten Geburt“ leben - und nicht mehr unterscheiden müssen, nicht mehr unterscheiden können zwischen dem Spiegel an der Wand und dem Gewässer im schattigen Grund, das in Bewegung kommt, wenn einer sein Bild mit seinen Händen zu begreifen versucht. Der antike Narziß kann, er muß noch unterscheiden, er kann nicht übersehen, daß sein Tun Auswirkungen auf seine Natur hat. Fehlt ihm doch der Anschluß, den der moderne vorfindet: das Gehäuse der Technik, in dem er seine Natur reproduziert, ohne sie noch ausdrücklich ins Auge zu fassen und in die Hand zu nehmen.

Der antike Narziß kann nicht davon abstrahieren, daß Mensch und Natur eine Einheit bilden, mit deren Leugnung der Mensch sich selbst verleugnet. Die verleugnete Natur

macht ihm unmittelbar zu schaffen. Er sieht sich von einer Vielzahl *lebendiger* Wesen umgeben. Hört sie reden. Spürt ihren Atem. Kann ihrem Augenblick nicht ausweichen. Diese Wesen sind nicht „jenseits aller Kategorien“. Sie geben sich in ihrer Andersartigkeit zu verstehen – und ruinieren das trügerische Bild der Selbstherrlichkeit. Wer von ihnen nichts wissen will, wählt den Tod!.

Jungs Narziß will es, wie gesagt, besser wissen. Er hatte eine *Offenbarung* – und hofft auf die *Auferstehung*. Nicht auf die Rückkehr der Nymphe Echo und anderer Gottheiten in die Welt der Menschen. Darauf hoffen noch Kinder – und kindlich gebliebene Dichter. Hoffte vor allem Hölderlin. Er blieb dem griechischen Mythos treu – und beharrte darauf, daß der Narzißmus ein tödlicher Wahn sei. Während seine und unsere *aufgeklärten* Zeitgenossen im Wahn des Narziß die Stimme des unaufhaltsamen wissenschaftlichen und technischen Fortschritts erkennen. „So ging eine Griechenwelt unter. Die christliche“, weiß Karl Kraus, „ließ kein Lied der Liebe singen, erkannte deren antisozialen Charakter und machte aus ihm ein Genußmittel. Die christliche Liebe konvertiert alles, selbst den Glauben. Der getaufte Eros liebt nicht alles, aber er nimmt mit allem vorlieb. Nichts ist ihm unerreichbar. Er sagt, daß er die Nächstenliebe sei, und weidet sich an verwundeten Kriegern. Er rettet gefallene Mädchen und bekehrt ungläubige Männer. ... Er besucht Opiumhöhlen, um dort zu sagen, wie schön es in den Kirchen sei“ (Die chinesische Mauer. Ffm. 1987, S. 282). Er beglückwünscht das Kind zu seinem *Geburtstag* und beschönigt die Familie, die ihn als *Ehrentag* veranstaltet, an dem sie mit demonstrativer Feierlichkeit das Kind als Sache der Familienehre aus der Taufe hebt – und den „biologischen Unsinn“, von einer Mutter geboren zu sein, im Sinne des männlich-staatlichen Prinzips korrigiert (Klaus Theweleit: aaO., S.41).

Worauf es bei der griechischen *Sage* von Narziß ankommt, „das ist der Umstand“, so will z.B. Marshall McLuhan wissen, „daß Menschen sofort von jeder Ausweitung ihrer selbst in einem anderen Stoff als dem menschlichen fasziniert sind“ (Die magischen Kanäle. ECON Verlag 1992, S.57). Soll heißen, daß Narziß „sein eigenes Spiegelbild im Wasser als eine andere Person“ auffaßt: daß er sich gerade nicht in sich selbst verliebt, nicht von der eigenen Schönheit hingerissen ist, sondern von fremder, einer Schönheit, die das Bild verspricht. Die „Lehre aus dem Narzißmythus“ so McLuhan, „besagt in keiner Weise, daß Narziss sich in irgendetwas, das er als sein Selbst betrachtete, verliebt hat“ (ebd.). Sie besagt: „Das Bild des jungen Mannes ist eine

Selbstamputation oder eine durch Reizdruck hervorgerufene Ausweitung. Als Gegenreizmittel verursacht das Abbild eine generelle Betäubung oder Schockwirkung, die jede Erkenntnis unmöglich macht. Selbstamputation schließt Selbsterkenntnis aus“ (ebd. S. 58f.).

Die „andere Person“, die Narziß im Wasser erblickt und die ihn „ergreift ..mit wildem Weh“, so daß ihm die Sinne vergehen und er sich unsterblich verliebt, diese durch sein eigenes Antlitz hindurchschimmernde Person ist eine ohne Persönlichkeit: der aufgelöste Narziß; ein vom Rauschen der Gewässer und Wälder berauschter, durch die bedrückende Fülle der äußeren Reize geschockter und in *Narkose* fallender Narziß, die ihm ein *faszinierendes Erlebnis* der Natur verschafft, in dem die Nymphe Echo, die weiter um seine Liebe wirbt, bei Narziß kein Gehör mehr zu finden vermag. „Er war betäubt. Er hatte sich der Ausweitung seiner selbst angepaßt und war zum geschlossenen System geworden“ (S.57).

Wie Ovids Narziß, so reagiert auch McLuhans Narziß abwehrend auf die Zumutungen der Natur, die sie freilich ganz unterschiedlich verstehen. Für Ovid ist der Reiz der Natur der Reiz der Nymphe Echo: die Zumutung einer Gottheit, die einen Anspruch auf den Menschen hat. Sie hegt die Erwartung, daß er, wenn sie mit ihm in Berührung kommt, sich auch von ihr rühren läßt und den von ihr nicht zu formulierenden Anspruch zu einer stilvollen Form ausformuliert. Für McLuhan ist der Reiz der Natur dagegen ein sachlicher: eine Zumutung auch in diesem Fall; die Zumutung einer Reizüberflutung des Menschen, die die gewohnte Organisation seiner Sinnlichkeit nicht zu meistern vermag, die ihm also den Verstand raubt – und von diesem abgewiesen werden muß. Er weist sie ab! Doch statt panisch die Flucht zu ergreifen, um wie gewohnt bei Verstand zu bleiben, schaltet Narziß, wie McLuhan ihn sich vorstellt, den Verstand erst einmal aus – und ergreift die im Zustand seiner Auflösung gebotene Chance seiner *Ausweitung*, von der „Menschen sofort ... fasziniert sind“, wie McLuhan meint (S.57).

Der moderne Narziß läßt die Dinge auf sich zukommen, ohne sie zur Kenntnis zu nehmen. Genauer gesagt: Er nimmt das Andere nicht in seinem Anderssein wahr, das sein eigenes Anderssein *ist*, sondern als das Andere außer ihm, das man *erbeuten* und in seinen Besitz bringen kann, wenn man es denn kann und will, dem aber nicht zu *entsprechen* ist. Mit einem Wort: Außer Narziß gibt es nur die *graue* Masse. Sein Blick

auf die Dinge, die nicht seine Welt sind, sondern seine *Umwelt* bilden, ist der Blick des modernen Massenmenschen, der dem antiken noch völlig fremd ist. Es ist ein blickloser, ein unerotischer, ein trüber Blick, der - aus der Betäubung erwacht - die verschiedenen Dinge als Mittel der Ausweitung seiner Macht *über* die Dinge *taxiert*: als uneigensinnige Sachverhalte, die sich ihm zu einem *apparativen System* fügen, dem er sich als dessen „Servomechanismus“ fügt. „Um produktiv zu arbeiten, ist es nun nicht mehr nötig, selbst Hand anzulegen; es genügt, Organ des Gesamtarbeiters zu sein, irgendeine seiner Unterfunktionen zu vollziehen“ (Kapital I, S.531), mit oder ohne Computer sich „in den Teil einer Teilmaschine zu verwandeln“, die Teil der Gesamtmaschine ist. Die Folgen sind verheerend.

Es ist Marx, der der Maschine auch eine andere als die verheerende Wirkung zutraut – und ihren kapitalistischen Gebrauch als Mißbrauch darstellt. McLuhan und Jünger kennen keinen besseren und erwarten vom Arbeiter, daß er seine Vermassung nicht als politische Niederlage, sondern als politischen Sieg versteht - und „jede Erklärung ablehnt, die seine Erscheinung als eine wirtschaftliche Erscheinung, ja selbst als ein Erzeugnis wirtschaftlicher Vorgänge, also im Grunde als eine Art von Industrieprodukt, zu deuten sucht und daß er die bürgerliche Herkunft dieser Erklärung durchschaut. Diese verhängnisvollen Bindungen kann keine Maßnahme wirkungsvoller durchschneiden als die Unabhängigkeitserklärung des Arbeiters von der wirtschaftlichen Welt. Dies bedeutet nicht etwa den Verzicht auf diese Welt, sondern ihre Unterordnung unter einen Herrschaftsanspruch von umfassenderer Art“ (Ernst Jünger: Der Arbeiter. Stuttgart 1981,S.30f.).

Das Kreuz mit der Technik

„Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter“ (Kapital I, S.455). Es schlägt ihn nicht gleich tot. Ruiniert ihn. „Während die Maschinenarbeit das Nervensystem aufs äußerste angreift, unterdrückt sie das vielseitige Spiel der Muskeln und konfisziert alle freie körperliche und geistige Tätigkeit. Selbst die Erleichterung der Arbeit wird zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit befreit, sondern seine Arbeit vom Inhalt“ (ebd. S.445f.). Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Die ganze

besagt, daß die ruinierte menschliche Natur „sozusagen zum Geschlechtsteil der Maschinenwelt" mutiert, wie es bei McLuhan heißt: daß aus der Verbindung mit der Maschine auch der ihr entsprechende *Menschenschlag* hervorgeht, Menschen mit einer anders organisierten Sinnlichkeit, die die Welt entsprechend anders wahrnehmen, die andere Augen füreinander und für die Dinge haben, andere Ohren, andere Tastempfindungen, andere Geruchs- und Geschmacksvorstellungen, die das Leben ganz anders genießen, technischer als ihre weniger technisch aufgerüsteten Vorgänger.

„Überall, wo der Mensch in den Bannkreis der Technik gerät“, so formuliert es Ernst Jünger, „sieht er sich vor ein unausweichbares Entweder-Oder gestellt. Es gilt für ihn, entweder die eigentümlichen Mittel zu akzeptieren und ihre Sprache zu sprechen oder unterzugehen. Wenn man aber akzeptiert, und das ist sehr wichtig, macht man sich nicht nur zum Subjekt der technischen Vorgänge, sondern gleichzeitig zu ihrem Objekt. ... Die Technik ist also keineswegs eine neutrale Macht, kein Reservoir von wirksamen oder bequemen Mitteln, aus dem jede beliebige der überkommenen Kräfte nach Gutdünken zu schöpfen vermag. Gerade hinter dem Anschein dieser Neutralität versteckt sich vielmehr die geheimnisvolle und verführerische Logik, mit der die Technik sich den Menschen anzubieten versteht. ... Die Anwendung der Mittel zieht einen ganz bestimmten Lebensstil nach sich, der sich sowohl auf die großen wie auf die kleinen Dinge des Lebens erstreckt" (Ernst Jünger: *Der Arbeiter*. Stuttgart 1981, S.166).

Wenn ein Bauer mit Pferdekräften statt mit Pferden seinen Acker bestellt, so argumentiert Ernst Jünger, dann ist sein Lebensstil nicht mehr länger ein bäuerlicher. „Der Acker, der mit Maschinen bewirtschaftet und mit künstlichem Stickstoff der Fabriken gedüngt wird, ist nicht derselbe Acker mehr. Daher ist es auch nicht wahr, daß die Existenz der Bauern zeitlos ist und daß die großen Veränderungen wie Wind und Wolken über seine Scholle ziehen" (S.166f.). Die Existenz des Bauern ist so wenig zeitlos wie die Existenz des Seemannes - oder die des Lehrers: im Unterschied zur Gestalt des Arbeiters, wie Jünger hinzufügt. „Eine Gestalt *ist*, und keine Entwicklung vermehrt oder vermindert sie", bringt sie nur mehr oder weniger beherrschend zur Erscheinung (S.82). Ihr Erscheinungsbild ist eine Sache der Technik. Je sachlicher diese ist, desto sachlicher müssen die Menschen werden, die sie verkörpern - und in ihrer unsachlichen Existenz verschwinden: der mit Wind und Wetter vertraute Bauer, wenn er sich den modernsten Landmaschinen anvertraut; der Lehrer, der nicht mehr seinen

Worten traut; der Handwerksmeister, der keine Erfahrungen mehr meistert, nur Modelle noch vervielfältigt; der Arzt, der keine Hausbesuche mehr macht, den Lebenszusammenhang seines Patienten nicht kennt, statt dessen alle seine Blutwerte. Wie der Soldat verschwindet, wenn der Feind nicht mehr Auge in Auge zu bekämpfen ist.

Der technische Fortschritt, der erst das blutige Handwerk des Soldaten möglich macht, schafft es auch wieder ab, auch wenn er den Krieg nicht abschafft. Er macht die bäuerliche Arbeit und den Bauern möglich - und dann auch wieder unmöglich. Wie er erst den Buchhalter dazu zwingt und dann davon erlöst, Buchstabe für Buchstabe die Einnahmen und Ausgaben festzuhalten. Mit einem Wort: *Die Technik ist nicht neutral*. Sie ist unserer Natur nicht äußerlich. Neue Techniken stellen unsere Natur um. Die Umstellung hat *gravierende* Auswirkungen: die Organisation einer „Physis, in welcher ihr Kontakt mit dem Kosmos sich neu und anders bildet“ (Benjamin: IV.1, S.147); gleichsam eine Wiedergeburt, die mit Gewalt erzwungen wird, insofern dem Körper Wunden zugefügt werden, die dann irgendwie heilen, wenn er denn nicht an seinen Wunden zugrunde geht. „Die technischen Mittel“, so Ernst Jünger, „dringen zunächst wie eine Krankheit an Punkten ein; sie erweisen sich als Fremdkörper in dem sie umgebenden Bestand. Neue Erfindungen schlagen mit der Wahllosigkeit von Geschossen auf den verschiedenen Gebieten ein. In dem gleichen Maße vermehrt sich die Zahl der Störungen, der Fragestellungen, die zu lösen sind“ (aaO. S.174f.). Überlebt der Körper das „Stahlgewitter“, steht er die Krankheit durch, kann er sich nach den körperlichen - und sozialen - Auflösungserscheinungen neu sammeln und die neuen Fragestellungen lösen, dann hat er nicht seine alte Gesundheit wieder, sondern eine neue gewonnen: einen neuen, der neuen Technik angemessenen Leib, der nach überstandenem Leiden in der Lage ist, sich und sein Verhältnis zu anderen Leibern mit neuer Leidenschaft wahrzunehmen. Was eine *Kunst* ist. Die Anwendung neuer *technischer* Mittel, ob handwerklicher, industrieller oder elektronischer Natur, ist wesentlich ein leibliches – und kein bloß formales Problem: „die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert“, wie Benjamin sagt; „Ausweitung oder Selbstamputation unseres natürlichen Körpers“, wie M. McLuhan bemerkt (aaO, S.61).

„Die Anwendung der Mittel zieht einen ganz bestimmten Lebensstil nach sich“! Vorausgesetzt, die Menschen ziehen mit. *Sie müssen!* „Es gibt keinen Ausweg, kein Seitwärts und Rückwärts, es gilt vielmehr, die Wucht und die Geschwindigkeit der Prozesse zu steigern, in denen wir begriffen sind“ (Jünger: aaO. S.203). *Wir müssen!* Sagt Oskar Lafontaine (in seinem Vortrag „Zukunftsperspektiven für das Modell Deutschland“ vor der Friedrich-Ebert-Stiftung im September 1993). Wir müssen besser als andere sein. Wir müssen *führend* sein! „Wir müssen die modernste Forschungslandschaft der Welt aufbauen, wenn wir pro Kopf die größte Exportnation der Welt bleiben wollen, was wir immer noch sind. ... Wir sind Exportweltmeister geworden, weil wir es in der Vergangenheit immer geschafft haben, Spitzenprodukte zu entwickeln und neue Technologien, die die anderen noch nicht hatten, und die wir dann auf den Weltmärkten platzieren konnten“ (zit.: Peter Kratz: Rechte Genossen; Berlin 1995, S.34f.). - „Technische Innovation gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen für Deutschlands Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten“, bestätigt Wolfgang Schäuble (Und der Zukunft zugewandt. Berlin 1994, S. 135). Christdemokraten und Sozialdemokraten sind sich im Wesentlichen einig. „Nur durch neue Produkte und Produktionsverfahren“, erklärten die SPD-Wirtschaftspolitiker auf ihrer Konferenz im Juni 1994, „kann der Standort Deutschland dauerhaft gesichert werden. Wir wollen, daß ‘Made in Germany’ auf den Weltmärkten wieder zum Gütezeichen internationaler Spitzentechnologie und deutscher Qualitätsarbeit wird“ (zit. Kratz: ebd. S.38). Wer da Bedenken hat, gehört nicht zu uns. Solche Bedenken sind, so die allgemeine Überzeugung, die Jünger ausspricht, „ein Zeichen dafür, daß das Leben nicht in Ordnung ist“ (aaO. S.203). Nicht nur das Ergebnis eines fehlerhaften Denkens, sondern Ausdruck eines schwächlichen Lebenswillens, der „Neigung zur Erstarrung und Verdrießlichkeit“, wie Wolfgang Schäuble bemerkt (aaO. S.133).

Die Bedenken zum technischen Fortschritt könnten natürlich auch das Gegenteil zum Ausdruck bringen: daß die im Produktionsprozeß angewandten Mittel für die menschliche Natur von *verheerender* Wirkung sind. Das sind sie auch. Das darf aber kein Grund zur Verdrießlichkeit sein. „Es ist nötig“, so Jünger, „daß wir diese Opfer noch bejahen“ (S.202). Die Verheerung, die mit dem Einsatz technischer Mittel bewirkt wird, ist nicht zu vermeiden, sondern im Gegenteil zu forcieren, daß wir reif fürs Heer werden, mit dem es wieder möglich wird, wie Jünger frohlockt, „im Monumentalstile zu

bauen – und dies um so mehr, als die rein quantitative Leistungsfähigkeit der zur Verfügung stehenden Mittel jeden geschichtlichen Maßstab übertrifft“ (aaO. S.190).

Die Gestalt des Arbeiters als Kunstwerk

Jünger heroisiert die Lage, mit der das Bürgertum und insbesondere das deutsche stets auch hadert: eine Lage, die scheinbar nicht zu ändern ist, die auch die Arbeiterschaft nicht ändern, sondern dann doch ohne zu hadern ertragen will. Vom Glauben getragen, daß ihre Natur es unbeschadet übersteht. Ein Wahn, den Jünger nicht teilt – und von dem er die Arbeiterschaft, zumindest die deutsche, zu heilen gedenkt: Wir befinden uns nicht nur in der das Geschäft belebenden Konkurrenz von Privateigentümern, sondern stehen auch und in entscheidender Weise im Gefecht mit unserer Natur, das uns keine geringen Opfer abverlangt – und den Tod wohl wert ist. Wir sollen uns nicht beklagen! Es ist nötig, daß wir nicht etwa im Bewußtsein der unvermeidlichen Opfer gegenüber dem Fortschritt der Technik Bedenken bekommen - und den Mut zur weiteren „Mobilisierung der Welt durch die Gestalt des Arbeiters“ verlieren. Die Bedenken sind unangebracht. Kein Beweis von Vernunft, sondern Ausdruck der Feigheit, Zeichen der Dekadenz, Folge einer unnatürlichen Lebensweise. „Technik und Natur sind keine Gegensätze“! So hämmert Jünger dem Bürger ein, der sich vor dieser Einsicht drücken will. Die Opfer sind keine vergeblichen Opfer. Verbirgt sich doch „hinter den dynamischen Übermaßen der Zeit ein unbewegliches Zentrum“ (ebd.), das sich mit ihnen erbaut. Wir stehen in einem Gefecht, das nicht zwischen den Menschen geführt wird, sondern *für* den Menschen. Und wenn auch alles zu Staub und Asche zerfällt, die ganze Welt in Scherben fällt: Die Hauptsache ist nicht totzukriegen. Das ist die *Gestalt*: die „Gestalt des Arbeiters“, die falsch verstanden wird, wenn man sie nur als einen Wirtschaftsfaktor versteht. Sie ist „tiefer und ruhender in das Sein gebettet als alle Gleichnisse und Ordnungen, durch die sie sich bestätigt“ (S.45).

Das Sein, in dem die Gestalt des Arbeiters gebettet ist, tiefer und ruhender als sein Dasein als Lohnarbeiter es ihm vorgaukelt, das nur notwendig war und ist, um „die Verwesung der alten Ordnungen“ zu beschleunigen, denen es an *Schlagkraft* mangelte. Es ist, wie Jünger sagt und jeder denkt, der das Sein nicht ausdrücklich als

gesellschaftlich bestimmtes Sein der Individuen denkt, „innerste Volkskraft“: eine Kraft, die natürlich betätigt und bestätigt werden muß – und zwar mit äußerster Schlagkraft. „Dies aber geschieht nicht, indem die Wirtschaft die Kampfregeln bestimmt, sondern indem ein höheres Gesetz des Kampfes auch über die Wirtschaft verfügt“ (S.30). Das geschieht, wenn der auf dem Boden der Volkskraft stehende bzw. in ihm, seinem Mutterboden, wurzelnde Staat die Kampfregeln bestimmt – und mit allen Mitteln dafür bürgt, daß jedes volkskräftige Individuum seine Verantwortung erkennt und sich zur *Mannschaft* gesellt, in die es eintritt, um für kurze Zeit seine männliche Bahn zu ziehen, und abtritt, um anderen Individuen die Bahn frei zu machen, die mit der des „Fliegenden Fisches“ zu vergleichen ist: „aus den Elementen auftauchend, spielt sie für kurze Zeit im farbigen Licht und kehrt in die Tiefe, kehrt zur Mutter zurück (Jünger: Das abenteuerliche Herz. Auswahl aus dem Werk in fünf Bänden. Vierter Band. Stuttgart 1994, S.80).

Mit dem bodenständigen Staat im Rücken und im Bewußtsein der sicheren Rückkehr in den Schoß der Mutter „ergibt sich ein neues Verhältnis zum Menschen, eine heißere Liebe und eine schrecklichere Unbarmherzigkeit“ (Der Arbeiter: S.36), das eine *Mannschaftsleistung* sicherstellt, mit der „sich jenes äußerste Maß an Angriffskraft (ergibt), dessen wir bedürftig sind“ (S.37). *Wir?* Das ist die *nationale Gemeinschaft*, „die notwendig ist, auch schwierige Zeiten zu meistern“, wie Wolfgang Schäuble bemerkt (aaO. S.221): die *Gefechtsgemeinschaft*, wie Jünger sie nennt und die er nicht so eng sieht, wie sie das nationalistische Bürgertum sieht, die ihre Gemeinschaft auf einen bestimmten Raum begrenzt. Jünger sieht die Sache *global*: „Die Repräsentation der Gestalt des Arbeiters führt mit Notwendigkeit Lösungen von planetarisch-imperialen Ausmaßen zu. Es kann sich hier, wie bei jeder echten Herrschaft, nicht nur um eine Verwaltung des Raumes handeln, sondern auch um eine Verwaltung der Zeit“ (S.212). Und da gibt es keine Zeit zu verlieren, darf kein Augenblick gezögert werden. „Die Härte der Welt wird nur durch Härte gemeistert, nicht aber durch Taschenspielererei“ (S.30). Nicht, wenn ich zum Augenblicke sage, verweile doch, du bist so schön, sondern wenn ich die Augen aufschlage – und zuschlage: wenn ich „die Welt als einen Schauplatz der Gestalten und ihrer Beziehungen“ (S.34) ins Auge fasse und keinen Sinn in dem sehe, was sich sehe. Der muß sich erst in der Folge ergeben: dann, „wenn sich zeigt, welche Politik stark genug ist, sich der neuen Techniken zu bemächtigen, und

welche die eigentlichen Freund- und Feindgruppierungen sind, die auf dem neuen Boden erwachsen" (Carl Schmitt: Der Begriff des Politischen. Berlin 1991, S.94).

„Es gibt keinen Ausweg, kein Seitwärts und Rückwärts“! Der Fortschritt der Technik ist unaufhaltsam! Das ist ein Befehl. Er ist im Auge zu behalten! Der unaufhaltsame Fortschritt der Technik ist natürlich aufzuhalten. Das bestreitet auch Jünger nicht. Es gibt die Möglichkeit, „die Wucht und die Geschwindigkeit der Prozesse“ zu stoppen, „in denen wir begriffen sind" (aaO. S.203). Sie gründet in der Möglichkeit, sie voranzutreiben: in der Existenz lebendiger Menschen, die zu dem Gegenstand ihrer Produktion „ein *leibliches*, naturkräftiges, lebendiges, wirkliches, sinnliches, gegenständliches“ (EB S:578) Verhältnis haben, das, mit Benjamin gesprochen, keinen Augenblick kennt, „der *seine* revolutionäre Chance nicht mit sich führte“ (I,3, S.1231).

Die im Augenblick sich auftuende revolutionäre Chance findet auch Jüngers Interesse: als Chance des Bürgers, sich nicht als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft begreifen zu müssen, nicht als Konkurrent unter Konkurrenten auf dem Markt, sondern als *Genosse* unter Genossen, die an der *Front* stehen – und die mit „einem neuen Aufschlag des Auges“ die Welt als „Schauplatz der Gestalten und ihrer Beziehungen“ sichten (S.34) und auf eine Politik setzen, die „stark genug ist, sich der neuen Techniken zu bemächtigen“, um „die eigentlichen Freund- und Feindgruppierungen“ festzustellen: eine Sichtweise, die „im Bereiche der Theorie“, wie Benjamin bemerkt, „die zunehmende Bedeutung der Statistik“ entspricht (Benjamin: I. 2, S.440). Wie diese ihren Gegenstand als Sachverhalt registriert, den kein „Hauch von Vorgeschichte umwittert“ (ebd. S.643f.), so erkennt auch der von Jünger favorisierte „Aufschlag des Auges“ die Welt nur als Schauplatz einer Menge von Gestalten an, die mit Vergangenen und so auch mit Zukünftigen nichts zu tun haben. Er bestimmt die Welt als Kriegsschauplatz, auf dem mit der „guten Stube“ des Bürgers auch die letzte Bastion der Tradition fällt, für die der Augenblick *seine* revolutionäre Chance behält, die sich im „Traumbewußtsein“ äußert, „in der das Neue in phantastischer Gestaltung sich vorbildet“ und sich „dem rapiden Tempo der Technik, der ein ebenso rapider Verfall der Tradition entspricht“ (I,3, S.1235), entgegenstemmt.

Mit dem Fall auch der letzten Bastion der Tradition, dem Ausfall der „guten Stube“, in der noch verträumt gesponnen wurde, wenn auch kein Garn, dann doch Geschichten,

die an frühere Zeiten erinnerten, Gespräche geführt, Lieder gesungen wurden, Feste „gereinigt von aller Feier“ stattfanden, fällt auch der Ausweg weg, sich mit dem Blick zurück der blinden Verherrlichung der Technik zu entziehen – und ein „*menschliches*, d.h. *gesellschaftliches* Dasein“ in Aussicht zu nehmen. Die Aussicht ist dann nur noch, so Jüngers Diagnose, „eine immer engere Verschmelzung der organischen und mechanischen Kräfte – eine Verschmelzung, die wir als organische Konstruktion bezeichnen“. Diese schreckliche Aussicht kann Jünger nicht schrecken. Im Gegenteil. „Diese Verschmelzung gibt sowohl der Lebensführung des Einzelnen neue Umriss, wie sie die Art der Veränderung bestimmt, in der die Staaten begriffen sind. Sie wird in dem augenblicklichen Zustande noch überdeckt durch Widerstände, die sie zu beseitigen hat“ (Jünger. S.219): Widerstände gegen die *Mannschaft*, die sich aus einem überholten *Mannschaftsgeist* speisen, für den Männer noch Männer sind, die trotz „wachsender Perfektion der Mittel“ darauf bestehen, im Verschmelzungsprozeß der organischen und mechanischen Kräfte noch ihren Mann zu stehen. Sie müssen einsehen: Der Fortschritt ist unaufhaltsam. Es „wird ein Wille zur Gestaltung offenbar, der das Leben in seiner Totalität zu erfassen und in Form zu bringen sucht. ... Wir wissen nicht, auf welchem empirischen Wege sich die Lösung vollziehen wird, denn wir stehen in Konkurrenz – aber wie und durch wen sie sich auch ergeben möge, sie wird eine Verwirklichung der Gestalt des Arbeiters sein“ (S.219f.).

Jünger wußte nicht, was wir heute wissen: daß Frauen sich stark machen, die Widerstände männlicher Subjekte gegen die totale Mobilmachung zu brechen. „>Vernetzung<“, heißt es von feministischer Seite, „ist nicht nur eine multinationale Unternehmensstrategie, sondern auch eine feministische Politikform - das Weben von Netzen ist die Praxis oppositioneller Cyborgs“ (Donna Haraway: Die Neuerfindung der Natur. Frankfurt / New York 1995, S.60). Sie ist die Praxis von Menschen, die in „effektiver Kommunikation“ mit der Maschine stehen, die sie zwar nicht selbst gewählt haben, diese Verbundenheit aber nachdrücklich bestätigen. Was ihnen, wie Haraway überzeugt ist, „machtvolle Möglichkeiten“ verschafft. Insbesondere den Frauen.

Frauenpower statt Mannschaftsgeist

Die Ablösung standhafter Verbindungen zugunsten vernetzter ist eine „multinationale Unternehmensstrategie“. Sie entspricht der Beobachtung Marx‘, daß mit dem Fortschritt der Technik die *formelle* Subsumtion des Arbeitsprozesses unter das Kapital der *reellen* Subsumtion weicht, für die kennzeichnend ist, daß „die Arbeitsprozesse selbst innerhalb des Kapitals hervorgebracht werden und demnach die Arbeit nicht mehr als externe, sondern als interne Kraft einverleibt ist, dem Kapital selbst zu eigen“, wie Negri und Hardt den Fortschritt beschreiben. „In der Phase der formellen Subsumtion bleibt die Arbeit“, heißt es weiter, „im Kern fremd gegenüber der kapitalistischen Entwicklung. Die Irreduzibilität ihrer Fremdheit zwingt das Kapital dazu, zwei unterschiedliche Charaktere in der Produktion anzuerkennen: die Arbeit als Quelle und das Kapital als Verwalter des gesellschaftlichen Reichtums“ (Antonio Negri / Michael Hardt: Die Arbeit des Dionysos. Berlin 1997, S.78f.). In der Phase der reellen Subsumtion dagegen verliert die Produktion mehr und mehr den Charakter einer direkten und individuellen Tätigkeit und gewinnt den einer kombinierten Tätigkeit, die vergessen läßt, so richtig allerdings erst mit der mikroelektronischen Steuerung der *Kombination*, daß der Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktion immer noch und immer nur in Gesellschaft produzierende *Individuen* sind. Der Produktionsprozeß erscheint, wie Marx schreibt, „als nicht subsumiert unter die unmittelbare Geschicklichkeit des Arbeiters, sondern als technologische Anwendung der Wissenschaft“ (MEW 42, S.595). Er erscheint so! Er ist es nicht. Es scheint, als bedürfe der kapitalistische Produktionsprozeß nicht mehr der Produktivkraft des lebendigen Arbeiters. Es scheint: „Die Produktion erlangt eine objektive Qualität, als ob das kapitalistische System eine Maschine wäre, die ihrem eigenen Takt folgt, ein kapitalistischer Automat“ (ebd.). Wenn die „Industrie“ dennoch an einer Verbindung mit *uns* interessiert ist, die wir nicht ausschlagen können, an einer nicht nur kundenorientierten, sondern auch betrieblichen Verbindung, dann nicht in der Form eines Arbeitsverhältnisses, das gestern *normal* war. Das ist heute eine unangemessene Zumutung für das Kapital.

Was dem Kapital zumutbar ist, das sind, wie uns der Personalchef von Daimler-Chrysler, Norbert Bensele sagt, Mitarbeiter. Mitarbeiter und keine Arbeiter!. Das sind

Mitarbeiter, deren Leistung weniger „an der Anwesenheit im Unternehmen, sondern an den erreichten Zielen und an der Qualität der Ergebnisse gemessen“ wird. Wobei „eine wichtige Rolle ... zunehmend auch die soziale und emotionale Kompetenz des Mitarbeiters“ spielt (zit. André Gorz: Wissen, Wert und Kapital. Zürich 2004, S.17), der nicht falsch zu verstehen ist: nicht als Produktionsfaktor, sondern als *Zulieferer*. „Die Mitarbeiter“, so Bensele, „gehören zum Kapital des Unternehmens ... Ihre Motivation und ihr Know how, ihre Flexibilität, Innovationsfähigkeit und ihre Kundenorientierung bilden den Rohstoff für innovative Dienstleistungsprodukte“ (ebd.).

Das Kapital, so sehen Negri / Hardt den Rollenwandel des Arbeiters zum *Mitarbeiter*, präsentiert sich nicht mehr länger in der „Rolle des Organisators der Arbeitskraft, sondern vielmehr in der des Buchhalters und Verwalters der autonomen Selbstorganisation der Arbeitskraft. ... *Die lebendige Arbeit organisiert sich unabhängig von der kapitalistischen Arbeitsorganisation* (Die Arbeit des Dionysos. ... S.142). Sie irren! Wie Donna Haraway sich irrt, wenn sie darauf abhebt, daß „>Vernetzung<... nicht nur eine multinationale Unternehmensstrategie (ist), sondern auch eine feministische Politikform – das Weben von Netzen ist die Praxis oppositioneller Cyborgs“.

Cyborgs! So nennt Haraway das Personal, das bereit ist, „Kommunikation und Intelligenz neu zu kodieren, um Kommando und Kontrolle zu untergraben“ (aaO. S.64): Männer und Frauen, bereitwilliger die Frauen, für die es leichter hinzunehmen ist als für Männer, daß die Maschine ihnen nichts Äußerliches ist, „kein *es*, das belebt, beseelt oder beherrscht werden müßte“, sondern organischer Bestandteil ihrer Natur. Cyborgs haben sich gegen die falschen Unterscheidungen wie die zwischen Natur und Kultur, Mann und Frau, Subjekt und Objekt entschieden – und dafür, „die Dämonisierung der Technologie zurückzuweisen und sich der viele Kenntnisse erfordernden Aufgabe anzunehmen, die Begrenzungen unseres täglichen Lebens in immer partieller Verbindung mit anderen und in Kommunikation mit allen unseren Teilen zu rekonstruieren. Es geht gerade nicht darum, Wissenschaft und Technologie entweder nur als mögliche Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse oder aber nur als Matrix komplexer Herrschaftsverhältnisse zu begreifen“ (aaO. S.71f.). Es geht in der immer enger werdenden „Verschmelzung der organischen und mechanischen Kräfte“, die der „Totalen Mobilmachung“ dient, wie es bei Jünger heißt, „nicht um technologischen Determinismus“, wie Haraway ganz im Sinne Jüngers schreibt,

„sondern um ein historisches System..; das auf strukturellen Beziehungen zwischen Menschen beruht“ (S.54). Es geht darum, daß der Organismus die maschinellen Bewegungen organisch mitmacht und so die Chance wahrt, auch nicht mitzumachen. „>Wir< hatten zwar ursprünglich nicht gewählt, Cyborgs zu sein, aber die Wahl begründet eine liberale Politik und Epistemologie, die sich die Reproduktion von Individuen als der erweiterten Replikation von >Texten< vorgängig vorstellt.

Aus der Perspektive der Cyborgs ... eröffnen sich uns machtvolle Möglichkeiten“ (aaO. S.65.). Sie eröffnet Möglichkeiten, die „uns“, den Frauen, aber nicht nur ihnen, bislang verschlossen waren: die Möglichkeit, mit „unseren“ Geschichten unmittelbar belebend in den kapitalistischen Produktionsprozeß eingreifen zu können. Sie müssen nicht mehr unbedingt den Umweg über die Belebung eines mehr oder weniger mächtigen, in der Regel männlichen Subjekts nehmen, das allzu willkürlich doch mit dieser Macht umgeht, so daß die belebenden Geschichten mit ihrem innovatorischen Potential nie effektiv genug da ankommen, wo sie ankommen sollen. Auf die Perspektive der Cyborgs runter- bzw. raufgekommen, können sich die Geschichten, die das Leben, gesellschaftlich bestimmtes Leben natürlich, geschrieben hat, unmittelbar da realisieren, wo es nichts mehr zu erzählen gibt. Mit einem Wort: Dieser „akademische Spätfeminismus ist eine der theoretischen Artikulationen des Neoliberalismus“ (Rosemary Hennessy: Frauen an der Grenze. In: Das Argument 230, S.284). Er unterläuft nicht die „multinationale Unternehmensstrategie“, sondern untergräbt die subjektiv vermittelte Form von Kommando und Kontrolle nur, um die dadurch noch zurückgehaltenen und im Schonraum der Familie noch genossenen körperlichen und geistigen Potentiale des Individuums zum Überlaufen zu bewegen - und sich der „multinationalen Unternehmensstrategie“ bedenkenlos als *Humankapital* anzubiedern.

Die Anbiederung der Frauen und Männer als Humankapital des Kapitals von Konzernen, auf die sie von ihren feministischen Müttern schon in der Wiege festgelegt werden, hat wenig zu tun mit der Entwicklung bislang brach liegender körperlicher und geistiger Potentiale des Individuums, die sich der „multinationalen Unternehmensstrategie“ entziehen lassen und dann „uns machtvolle Möglichkeiten“ eröffnen. Die als Humankapital gefragten Männer und Frauen sind gar nicht als Subjekte gefragt, die sich außerhalb ihres Verwertungszusammenhanges, unabhängig von der Fabrik- oder Bürodisziplin, in „dramatischer Weise“ als Produktionsfaktoren

produzieren, die als solche dann bei Daimler-Chrysler oder einem anderen Konzern zum Einsatz kommen. So nötig hier und da die Subjekte noch sind, die über ein bestimmtes – handwerkliches, d.h. sachlich bestimmtes – Wissen verfügen, die ein Feuer anzuzünden verstehen, einen Weg auch ohne Autopilot finden, ihre Arme und Beine, Kopf und Hand auch ohne Fernsteuerung sinnvoll und produktiv gebrauchen können, so sind diese doch nicht gefragt, wo zum „Kapital des Unternehmens“ gehörige Mitarbeiter gefragt sind. Das „Humankapital“ - die Ressource „Mensch“, die „jetzt das wichtigste Kapital“ ist - der „Rohstoff für innovative Dienstleistungsprodukte“ – ist nicht als „in den Stoff gelebten Lebens eingewebte Weisheit“ (Benjamin) zu verstehen, die der Mensch ohne zu zögern herausrücken soll, um die Produktion anzuheizen. Das Humankapital ist vielmehr, wie Norbert Bense nicht verheimlicht, als Kapital zu verstehen, das die zum „Kapital des Unternehmens“ gehörenden Mitarbeiter ausfindig machen – und diesem zuliefern.

Der Arbeiter, der noch die „Ehre“ hatte, sich mit Kraft und Geschick in einen mehr oder weniger mechanisch organisierten Arbeitsprozeß einzubringen und dessen Produktivität zu steigern, wird vom Mitarbeiter ersetzt, der das „arbeitende Kapital“ mit Fertigteilen, Beratung, Kunden beliefert, der dem in der Fabrik und sonst wo, so auch an der Börse arbeitenden Kapital die Arbeit dadurch erleichtert, daß es sich die altmodischen Arbeitskosten sparen kann. Zumindest die teuren am Ort. Die Mitarbeiter, die die Fertigteile am anderen Ort fast kostenlos produzieren lassen, um mit ihnen die Zentrale zu bedienen, machen es möglich. Andere helfen dadurch die Arbeitskosten zu sparen, daß sie die aus kostengünstig erworbenen Fertigteilen gefertigten Waren schon an den Mann, die Frau, das Kind gebracht haben, bevor die Ware überhaupt fertig ist – auch schon die Ware, die die noch gar nicht fertige Ware ersetzt, wenn diese so fertig ist, daß sie wegzwerfen und durch eine neue zu ersetzen ist.

Von zentraler Bedeutung für das Wohlergehen des rastlos für uns arbeitenden Kapitals ist die beratende Mitarbeit, „die der Unternehmensberater verkörpert, der von Firma zu Firma, von Problem zu Problem und von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe wandert“, um den Unternehmensangehörigen seine eigene, „prozeßbetonte Arbeitsweise“ nahe zu legen, die von diesen die gleiche Flexibilität verlangt, die er als Berater haben muß,

„von Problem zu Problem und von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe“ zu wandern, wenn sie Glück haben in der eigenen Firma, sonst anderswo. „Im besten Fall handelt es sich hier um eine Arbeit, die viel Phantasie erfordert. Im schlimmsten Fall jedoch kappt solch eine Talentsuche die Verbindung zur Erfahrung und zum Verlauf der Ereignisse, verdrängt die sinnlichen Eindrücke, trennt die Analyse vom Glauben, ignoriert den Kitt emotionaler Bindungen und bestraft die gründliche und die tiefergehende Auseinandersetzung. Diesen Zustand eines rein prozeßhaften Lebens hat der Philosoph Zygmunt Baumann als „flüchtige Moderne bezeichnet“ (Richard Sennet: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 2005, S.97).

Baumann hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß die „flüchtige Moderne“ nicht anders als der nach den Regeln des Fordismus organisierte Arbeitsprozeß ihren „Big Brother“ hat, der das „prozeßhafte Leben“ unter Kontrolle hat. Mit dem Unterschied: „Der alte Big Brother widmete sich dem Einschluß, der Integration. Die Leute mußten auf eine Linie gebracht und in diesem Zustand gehalten werden. Der neue Big Brother betreibt Ausschluß. Er muß die Leute aufspüren, die an ihren Ort >nicht passen<“, die dort überflüssig sind, wenn sie sich ihm nicht anpassen, und beseitigen, wenn sie das nicht wollen oder nicht können, weil sie vielleicht zu alt sind oder sonst ein Gebrechen haben, das sie daran hindert, mit ihren Erfahrungen zu brechen. „Der alte Big Brother lebt fort“. Seine Rolle ist es, den Part zu ergänzen, den der neue spielt. „Die beiden Brüder teilen sich die Überwachung und Betreuung der Grenzlinie zwischen dem >Drinnen< und dem >Draußen<. ... Die unmenschliche Grausamkeit des Älteren unterstützt die teuflische Doppelzüngigkeit des Jüngeren“ (Z. Baumann: Verworfenes Leben. Hamburg 2005, S.187f.).

Den neuen Big Brother muß man sich nicht als Führerpersönlichkeit vorstellen. Wenn man ihm eine menschliche Gestalt geben will, dann die Gestalt eines geschlechtlich neutralen Menschen, der, wie der neue Arbeitertyp, „ein ‘polyvalentes’ oder ‘hybrides’ Eignungsprofil und damit ein ‘nahezu universelles Einsatzspektrum’ aufweist“ (Hirsch / Roth: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Hamburg 1986, S.110): eines *Managers*, der sich kommunikativ gibt, zur Kommunikation aber lieber e-mails verschickt oder zum Mobiltelefon greift als sich von Angesicht zu Angesicht mit anderen Menschen auseinanderzusetzen, der von eigenen Erfahrungen so weit wie möglich absieht und sich

ausschließlich auf Informationen über alle Leute verläßt, um die, „die an ihren Ort >nicht passen<“, auszuschließen. Wobei er sich gern der Dienste von Leuten bedient, die den Betrieb, den er zu „verschlanken“ trachtet, noch aus eigener Erfahrung kennen – und die Erfahrung gemacht haben, daß ihre Leistung unter der alten Führung nicht gebührend gewürdigt wurde: der alten, ehrgeizigen Oberschwester, die immer der Meinung war, für den Krankenhausbetrieb wichtiger als Ärzte und Oberärzte zu sein und ihre Wichtigkeit dadurch bestätigt findet, daß sie dem an der medizinischen Aufgabe des Krankenhauses am wenigsten interessierten und deswegen zum Manager der „Verschlankung des Hauses“ berufenen Oberarzt als Lieferantin von Informationen dient, die Kapital wert sind, das dadurch reinkommt, daß Computer und andere Maschinen Menschen ersetzen. Daß sie damit die medizinische Erfahrung und die damit verbundene Kooperationsfähigkeit und Kollegialität aus dem Haus vertreibt und damit auch sich, mag ihr nicht bewußt sein, der Manager, der an „guter Arbeit“ nur ein geringes Interesse hat, ein großes, daß die Investoren mit ihm zufrieden sind, die nur zufrieden sind, wenn ihre Aktien steigen, wird es wissen. Der Manager, der zumeist ein „Seiteneinsteiger“ ist, von Investoren bestellt, die an „schnellem Kapital“ interessiert sind, hat begriffen, was die in der Firma „groß“ gewordenen Arbeiter und Angestellten nicht begreifen können: daß die in einem langem Zeitraum entstandene betriebliche Gemeinschaft etwas Negatives, ein Investitionshemmnis, sei, die Stabilität des Unternehmens ein Zeichen von Schwäche, der Hinweis mangelnder Innovationskraft.

Die lebendige Arbeit, die sich mit den Institutionen und Firmen, die die Zeichen der Zeit erkannt haben, unabhängig von der kapitalistischen *Arbeitsorganisation* organisiert, organisiert sich in der Tat, wie Negri und Hardt schreiben, „in dramatischer Weise“: in der Wahl einer „liberale(n) Politik und Epistemologie, die sich die Reproduktion von Individuen als der erweiterten Replikation von >Texten< vorgängig vorstellt“, wie Haraway sich ausdrückt (s.o.). Das heißt: Die lebendige Arbeit kommt „vorgängig“ zur Sprache. Doch nicht als Sache derer, die sie verkörpern, um sie unabhängig von der Fabrikdisziplin gesellschaftlich zu entfalten, sondern als Sache, über die im „allgemeinen“ Interesse zu reden ist. Sie kommt als *Kostenfaktor* und nicht als *Produktionsfaktor* zur Sprache: als Belastung des örtlichen Kapitals, die *uns* im globalen Wettbewerb teuer zu stehen kommt, viel zu teuer, die daher zu verringern ist, wenn *wir* es halten wollen. Durch Lohnsenkung. Besser noch: durch Lohnausfall. Die Fortschritte auf dem Gebiet der Mikroelektronik lassen „den alten Traum oder Alptraum

von der Automatisierung der Handarbeit und Büroarbeit allmählich Wirklichkeit werden. Nun war es billiger, in Maschinen zu investieren, als Menschen für ihre Arbeit zu bezahlen“ (Sennet: aaO. S.11).

L’art pour l’art

Die freigesetzten, zur Produktion überflüssigen Arbeiter dürfen sich, wenn sie sich nicht als Zulieferer von Kapital ans Firmenskapital selbständig machen, im *Pflegedienst* nützlich machen. Weniger in der Pflege alter und kranker oder kleiner Menschen, die in der Regel Frauensache war und ist. Hauptsächlich in der Pflege des Kapitals, das auch im Altenheim oder auf der Säuglingsstation, in der Behindertenwerkstatt oder im Krankenhaus der bevorzugte Pflegefall ist. Wer keine Skrupel kennt, wird sich diesen Dienst als Befreiung vom Fluch weiblicher Fürsorglichkeit und als Bekenntnis zu einem *Menschenschlag* anrechnen, der „die Dämonisierung der Technologie“ zurückweist, um sich über die Vernetzung mit dem Kapital „der viele Kenntnisse erfordernden Aufgabe anzunehmen, die Begrenzungen unseres täglichen Lebens in immer partieller Verbindung mit anderen und in Kommunikation mit allen unseren Teilen zu rekonstruieren“ (Haraway: aaO. S.71f.) und sich so „machtvolle Möglichkeiten“ zu erschließen. Wer’s glaubt, wird selig. Das kann nicht jeder. Frauen können es besser. Es ist eine Kunst. *Lebenskunst!* So nennen Johannes Goebel und Christoph Clermont die Kunst, sich „machtvolle Möglichkeiten“ einzureden, wo nur noch *Wartungsdienste* zu erwarten, organisieren und zu erledigen sind: eine Kunst, das „kann nicht oft genug betont werden“, betonen sie in ihrem Buch „Die Tugend der Orientierungslosigkeit“ (Reinbek 1999), die „nichts mit Schönheit, Stil oder Geschmack zu tun hat. Lebensästheten können Menschen ohne das geringste (klassisch-) ästhetische Empfinden sein. ... Was zählt, sind Wille und persönliche Überzeugung“ (S.49). - „Was zählt, ist die geglückte Einordnung der Tätigkeit ins individuelle ästhetische Konstrukt“ (S.31). – „Lebenskunst ist eine Aufgabe, die den ganzen Mann, die ganze Frau erfordert. Denn die permanente Inszenierung eines wie auch immer gearteten ästhetischen Bildes, das sich in jeder Facette des Seins widerzuspiegeln hat und dabei

noch ständiger Überprüfung unterworfen ist, bedeutet, einem anstrengenden Vollzeitjob nachzugehen, einer Tätigkeit, die ebensoviel Frustration bereithält wie Befriedigung“ (S.31).

Der *Lebensästhet* frühstückt nicht einfach allein, zu zweit oder zu mehreren, sondern verleiht dem Frühstück „den Charakter eines bedeutsamen Ereignisses“, das „gleichrangig neben dem Italienischkurs, dem Kneipenjob, einem Seminarbesuch oder dem Treffen mit der Geliebten“ steht (S.32). Wo, wie, mit wem er sich trifft: seine Treffen sprechen nicht für ein sachliches Interesse, weder für den Genuß eines frischen Brötchens, noch für den Wunsch, eine Fremdsprache zu lernen, noch für das Bedürfnis sexueller Befriedigung. Das mag sich ergeben. Sinn der Treffen ist es, daß es sie gibt – und sie dem *Ästheten* bezeugen, daß man ihn noch nicht abschreiben muß, daß er dem Leben noch ganz nah ist, mit 60 Jahren noch jung genug, sich zum Snow-Rafting im Himalaja zu treffen, mit 70 nicht zu alt für einen Tango-Kurs in Buenos–Aires, in jedem Alter alt genug, sein Leben, gleichgültig, wo, wie, mit wem es erlebt wurde, ob in der Arbeitszeit oder Freizeit, darauf einzustellen, daß er es als eine Menge „toller“ Erlebnisse mit einer Menge „toller“ Leute genießen, d. h. verbuchen kann, die, wie gesagt, „nichts mit Schönheit, Stil oder Geschmack zu tun“ haben. Um so mehr mit der Tollheit, sich die im Reisebüro, im Internet oder bei einem anderen Anbieter gebuchten, zum eigenen Triumph abgebuchten und zum Zweck weiterer Verbuchungen neu gebuchten Erlebnisse, die die gesellschaftliche Natur des Menschen restlos ins Unrecht setzen, als Zeugnisse unverstellten Lebens gut zu schreiben, die als solche auch als Zeugnisse der Gegengewalt gegen die Gewalt der männlichen Herrschaft am Arbeitsplatz und auf der Straße, in der Ehe, der Kinderstube und sonst wo zu Buche schlagen.

„Der kapitalistisch monadisierte Mensch wird in seiner letzten Gestalt zum Selbstdarsteller, das Leben zu einer einzigen Selbstinszenierung, die Welt zur Bühne für die Qual des abstrakten >Selbst<. Demgegenüber werden Outfit und Ambiente mit einer überdimensionalen Bedeutung aufgeladen. Nicht sich wohlfühlen oder in einer angenehmen Umgebung zu leben (um dabei zur jeweiligen Sache, d.h. zum Inhalt zu kommen) ist >eigentlich< die Frage, sondern ob und wie die Requisiten zur permanenten Selbstinszenierung passen“, wobei auch die alltäglichsten Dinge, ein Staubsauger oder eine Kaffeemaschine oder eine Wäscheklammer

„>inszenierungspolitische< Bedeutung“ gewinnen können (Robert Kurz: Die Welt als Wille und Design. Berlin 1999, S.28ff.). So auch geringste Verschiebungen in der Kleidung, die Lücke zwischen Hemd und Hose, die das Fleisch dazwischen zur Schau stellt, auch wenn es keineswegs anziehend wirkt, oder, wie Männer dagegen halten, eine Verschiebung zwischen Unter- und Oberhose, die auch die Unterhose ins Licht der Öffentlichkeit rückt und sie so „zum bedeutungsschweren Bestandteil einer in sich stimmigen Biographie“ aufbauscht (Goebel / Clermont: aaO. S.42). Und was für Unterhosen, Wäscheklammern und Fischstäbchen gilt, gilt selbstverständlich auch für die Meinungen, die man über sie und andere wichtige Dinge des Lebens hat, die wie diese „ihren Wert in letzter Instanz nicht aus sich selbst beziehen, sondern daraus, daß sie (temporäre oder längerfristige) Requisiten MEINER Selbstinszenierung sind“ (Kurz: S.31). Wo sie diskutiert werden, diskutiert man über den Ton, mit dem sie zu diskutieren sind. „Die Streitkultur der 68er ist zeitgleich mit der Doppelmoral verschwunden, die Trennung von >Sache< und Person ist heute im Streitfall nicht mehr möglich“ (Goebel / Clermont: aaO. S.84). Das heißt auch: *Die Person tut nichts zur Sache*.

„Der Lebensästhet ... genießt die Kontinuität im Leben seiner Erzeuger, und dennoch: So möchte er selbst nie leben!“ (S.95). Er stattet sich mit Kindern aus, wie er sich auch gern mit Hund und Katze ausstattet, die, das weiß er, *Bezugspersonen* brauchen, geht aber davon aus, daß nicht er, der sich ein Kind zugelegt hat, unbedingt persönlich die Bezugsperson sein muß. „Das Kind sucht sich seine Patchworkfamilie aus einem Netz von Beziehungen zusammen. ... Diese Fähigkeit, sich eigene Netzwerke zu konstruieren, ist dem Menschen scheinbar eigen“ (S.90f.). Das ist eine Begabung, die erst heute in „voller Breite“ zum Zuge kommt – und „das Modell einer lebenswerten und funktionsfähigen Zivilgesellschaft in greifbare Nähe“ rückt (S.91f.): die Begabung, Beziehungen einzugehen, denen man sich jederzeit entziehen kann; eine schöne Begabung, die sich so recht erst „im Labyrinth von Chat-Boxen und E-Mails“ zu entfalten mag. „Kein anderes Medium hält einem die Schwächen und Macken seines Partners besser vom Hals als das Internet. Der Mensch am anderen Ende der Welt kristallisiert zum reinen Abbild seiner lebensästhetischen Konstruktion. Beide >Netties<“ (S.103) können ihren Kontakt als Baustein zum Bau ihrer Biographie verbuchen, der ihnen die leidige Begegnung mit einem Individuum erspart, das einem seine Pickel, seine geschmacklose Cordhose und sonstige Beleidigungen nicht erspart,

die „dem ehrlichen Glauben an die Perfektion des elektronischen Freundes im Wege“ stehen (ebd.). Das ist, mit Benjamin gesprochen, „offenbar die Vollendung des *l’art pour l’art* (Benjamin: I.2, S.508). Baumann bemerkt dazu: „Die Ästhetik siegte, indem sie Kunstwerke (...) überflüssig machte. ... Die Kunst hat sich in eine Art >ästhetischen Äther< verflüchtigt, der (...) alle Dinge unterschiedslos durchdringt und nirgendwo kondensiert. >Schön< sind: die Pullover mit dem momentan gefeierten Designer – Markenzeichen; Körper, die in Sporthallen sowie durch plastische Chirurgie und Make-up nach der neuesten Mode geformt wurden; abgepackte Produkte in Supermarktregalen. ... Das Alltagsleben ... ist der Schauplatz der Ästhetik, nicht der *objets d’art*. Es ist die Bühne der kurzlebigen Auftritte und Happenings, der Installationen, die aus augenscheinlich ganz bewußt gewählten, vergänglichen Materialien gestaltet oder aus den Flickern belangloser Gedanken zusammengenäht sind. Nichts, was auf diese Bühne gebracht wird und dort zu sehen ist, ist auf Dauer angelegt ... Kunstobjekte und Abfall tauschen mühelos die Plätze“ (Baumann: aaO. S.169ff.). So auch die installierte Partnerschaft und die Ex-Partnerschaft. Beziehungen werden nach dem Muster eingegangen und beendet, wie der schicke Pullover erstanden wird – und weggeworfen, wenn er nicht mehr als schick gilt, ein anderer schicker scheint. Man sagt sich „Guten Tag“, begrüßt sich mit „Hallo“, verabschiedet sich mit „Tschüs“ oder „Tschau“ – und vermeidet jedes Gespräch, das zu Verwicklungen führen könnte. Stellen sie sich dennoch ein, wird ihnen keine Bedeutung beigemessen. Sie füllen die Zeit, die gefüllt werden muß und ebenso gut mit Belanglosigkeiten gefüllt werden kann. Ist die Zeit abgelaufen, ist nichts gewesen. Nichts als das Faktum, daß man sich getroffen hat, einen Termin hatte, der einem anderen folgt, dem nächsten vorausgeht. Es ist nichts von Belang gewesen! Und was doch von Belang war, eine Berührung, die rührte, ein Tanz, in dem man sich begegnete und verführte, ein Essen, das ein Gedicht war, ein Gespräch, das zu Verwicklungen führte, fällt der Belanglosigkeit anheim.

Hier wie da endet die Beziehung, bevor sie beginnt, müllt sie den Kleiderschrank voll mit aus dem Leben geworfenen Pullovern, vergrößert sich die Halde von Lebensabschnittspartnern, die man aus seinem Leben gestrichen hat – und als abgeschriebene Lebensabschnitte ein Gift hinterlassen, für das der Lebensästhet als Gegengift nur „ästhetischen Äther“ kennt. Damit hat die Menschheit, um noch einmal Benjamin zu zitieren, jenen Grad der „Selbstentfremdung .. erreicht, der sie ihre eigene Vernichtung als ästhetischen Genuß ersten Ranges erleben läßt“.

„Kunstobjekte und Abfall tauschen mühelos die Plätze“, wie Baumann sagt. Anders gesagt: „die Beziehung zwischen Sache und Ausdruck ist durchschnitten, und wie die Begriffe der Positivisten bloß noch Spielmarken sein sollen, so sind sie der positivistischen Menschheit buchstäblich zur Münze geworden. Es geschieht den Stimmen der Redenden“, daß sie ihre Stimme verlieren, die „bis in den feinsten Tonfall durch einen gesellschaftlich präparierten Mechanismus ersetzt (wird). Sobald er nicht mehr funktioniert, Pausen eintreten, die in den ungeschriebenen Gesetzbüchern nicht vorgesehen waren, folgt Panik. Um ihretwillen hat man sich auf umständliches Spiel und andere Freizeitbeschäftigungen verlegt, die von der Gewissenslast der Sprache dispensieren sollen“ (Adorno: Minima Moralia, S.179f.). Neuerdings: Kuscheipartys, die von der „Gewissenslast der Sprache“ entlasten, indem sie das Kuschieln als eine Veranstaltung betreiben, die nach „Kuscheipartysregeln“ abläuft, die von KuschieltrainerInnen streng überwacht werden, damit den zum Kuschieln angetretenen Individuen nichts passiert: „die Totenstarre der Gesellschaft überzieht noch die Zelle der Intimität, die sich von ihr geschützt meint“ (S.180).

„Am Ende“, so dürfen wir hoffen - mit John D. Bernal, dem Pionier der Röntgen-Kristallografie, die entscheidend zum Verstehen der Molekularstruktur der DNA beigetragen hat -, wird eine Zeit kommen, „in der schließlich das Bewußtsein selbst aufhört oder sich in einer Menschheit auflöst, die vollkommen vergeistigt ist; sie löst sich völlig aus ihrer Verflechtung in Organismen, wird zur Masse von Atomen im Raum, die auf dem Weg der Strahlung untereinander in Kommunikation stehen und sich letztlich vielleicht vollends in reines Licht auflösen“ (zit. Gorz: aaO. S.103), wir also da wieder ankommen, wo wir herkommen, in eine Zeit zurück, in der es noch keine Zeit gab, keinen Raum, die Welt wüst und leer war

Hirnverbrannt! Nennt Rosa Luxemburg das System, das Bernal und Bensele gute Hoffnung sein läßt. Es richtet sich „gegen alle die Grundbedingungen..., ohne die die menschliche Gesellschaft nicht bestehen kann. Was die kapitalistische Produktionsweise vor allen früheren besonders auszeichnet, ist, daß sie das innere Bestreben hat, sich mechanisch auf die ganze Welt auszudehnen und jede andere ältere

Gesellschaftsordnung zu verdrängen. ... Im Innern jedes europäischen industriellen Landes verdrängt die kapitalistische unaufhörlich die kleingewerbliche, handwerksmäßige und die kleine bäuerliche. Gleichzeitig zieht sie alle rückständigen europäischen Länder und alle Länder in Amerika, Asien, Afrika, Australien in die Weltwirtschaft hinein. ... Dadurch werden die naturwüchsigen Gesellschaftsverhältnisse und die Wirtschaftsweisen der Eingeborenen überall vernichtet, ganze Völker werden zum Teil ausgerottet, zum übrigen Teil aber proletarisiert und in dieser oder jenen Form als Sklaven oder Lohnarbeiter unter das Kommando des Industrie- und Handelskapitals gestellt. (Einführung in die Nationalökonomie. Reinbek 1972, S.189f.). Anders gesagt: Die kapitalistische Produktion entspricht einer „Brandrodungslandwirtschaft auf einem >höheren< Niveau; sie verbraucht die Quellen stofflichen Reichtums und zieht weiter“. Die der Kapitalform anhängende Phantasie „von Freiheit als der völligen Befreiung von aller Stofflichkeit, von der Natur...wird zum Alptraum für all das und all diejenigen, wovon das Kapital sich zu befreien versucht – den Planeten und seine Bewohner. Die Menschheit“, fügt der Autor hinzu, „kann aus diesem schlafwandlerischen Zustand nur erwachen, wenn sie den Wert abschafft“ (Moishe Postone: Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Freiburg 2003, S.575f.).

